

VALENTINE GOBY

# Über allen Bergen

- ROMAN

List



Valentine Goby  
**Über allen Bergen**



VALENTINE GOBY

**Über  
allen  
Bergen**

Roman

Aus dem Französischen  
von Marlene Frucht

List

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel  
*L'Île haute* bei Actes Sud, Arles.

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH  
ISBN: 978-3-471-36069-9  
© der deutschsprachigen Ausgabe 2024  
by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
© Actes Sud, 2022

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Gesetzt aus der Albertina by *pepyrus*.  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

*So anders ist diese Welt:*  
*Als ich dort ankam, war ich wieder Kind.*  
Marquis de Custine, *Mémoires et Voyages*



**1**  
**weiß**

Sobald sie den Zug verlassen haben, bemächtigt sich die Kälte des Jungen. Sie stanz seinen Körper aus der Umgebung heraus, die unter weiten Kleidern verborgene, magere Gestalt, den Nasenrücken, die Finger, deren Spitzen aus den Handschuhen herausschauen. Mit dem Koffer in der Hand bleibt er auf dem Bahnsteig stehen, in die Wolke des eigenen Atems gehüllt. Er spürt die Umrisse seines Körpers überdeutlich, die ganz feine Grenze, die ihn von der Außenwelt trennt, da, wo warme Haut und eiskalte Luft wie zwei fremde Elemente aufeinandertreffen. Er fühlt sich wie eine der Scherenschnitt-Figuren beim Schattentheater, so stark ist der Eindruck. Im nächsten Moment jedoch verschwindet die scharfe Trennung auch schon wieder, und seine Form beginnt sich aufzulösen.

Der Schnee reicht ihm schon bis zu den Knöcheln, bleibt in großen Flocken an seiner Mütze, der Hose und dem wollenen Mantel hängen, türmt sich auf seinem Koffer und den Schuhen und will ihn verschwinden lassen, so wie er auch alles andere zu verschlucken scheint. Der kleine Bahnhof, die Bäume und Bänke sind nur als glatte, runde Formen zu erahnen, neu geformt vom Schnee. Im Nebel verschmilzt die ganze Umgebung zu einer einzigen undurchdringlichen Substanz, die nur hier und da von einzelnen schwarzen Linien unterbrochen wird: Gleise, die schmale, windabgewandte Seite der Stämme, die Ränder der Dächer. Das Gerippe der Landschaft. Sogar die Ordensschwester neben ihm ist im Verschwinden begriffen, die Wangen, die Tracht und die helle Kopfbedeckung verblasen; einzig die Ränder der Brille und der Gehstock treten hervor, als schwebten sie einfach so in der Luft.

»Vincent?«

Ein Mann löst sich aus der kalten Umgebung heraus, Mütze, Hose und Umhang voll weißer Flocken, Eisstückchen im Bart. Also hat er von der Lawine und der verschütteten Strecke gehört und ist gekommen, um den Jungen abzuholen. Die Schwester seufzt erleichtert, dann kann sie sich ja gleich auf den Rückweg machen.

Seit ihrer Abfahrt aus Paris sind sie zweimal umgestiegen. Es war Vadims erste Fahrt mit dem Zug, der ihn fortbringt aus der Stadt. Doch er war zu aufgeregt, um sich zu freuen. Die ganze Reise über an der Seite der Nonne nur ein Gedanke: *Atmen*. Auf diese winzige Aufgabe hat er sich konzentriert: *einatmen, ausatmen*, Sekunde um Sekunde; sechshundert Kilometer Ungewissheit aufgeteilt in Tausende vertraute Einheiten. Für die von der Geschwindigkeit in Fetzen gerissene Landschaft hinter der beschlagenen Scheibe hatte er kaum einen Blick. Er hat ein wenig in seinem Heft herumgekritzelt. Hat versucht zu schlafen, während seine Schulterblätter sich an der hölzernen Sitzlehne rieben. In der Nähe von Lyon begann es zu regnen, später wurde daraus Schneeregen und noch später dichte Flocken, ein unwirkliches, allzu märchenhaftes Abbild der Kälte draußen. Jeder Umstieg schien sie dem Winter ein Stückchen näher zu bringen, als wäre der Winter das Ziel ihrer Reise.

Als der Nebel so dicht wurde, dass er auf beiden Seiten bis an die Gleisböschung heranreichte, verdüsterte sich das Gesicht der Nonne. Vadim war das Wetter egal, er wusste ja auch nicht, welche Gefahr davon ausging. Ihr war dagegen sehr wohl bewusst, was es bedeutet,

am Fuß des Passes nicht weiterzukommen. Hinzu kam, dass sie alt und müde war und ihr das Risiko dieser Reise auch für sich genommen schon ausreichte. Vadim sah nicht die Ebene von Chedde, genauso wenig wie die Gipfel der Aravis-Kette. Er sah keine der Kuppeln, Kämmen, Spitzen und Gipfel, die jenseits der Wolken verschwanden. Was er sah, waren dichte Passagen aus Fichten, die den hochfahrenden Zug umschlossen, und während er sich die Steigung hinaufkämpfte, fielen die unter dem Gewicht des Schnees gebeugten Zweige wie nasse Haarsträhnen über die Waggonfenster. Er sah einen Tunnel, einen gewundenen Graben, der sich dunkel von der Umgebung abhob. Das Viadukt, das sich über die grüne Arve wölbt, sah er nicht. Er konnte sich kein Bild von der Landschaft machen, weil er weder Kirchtürme noch überhängende Schneekappen, noch eingestürzte Gletscher erblickte.

Als er die Stirn an die Scheibe drückte, sah er neben den Gleisen struppige Zweige mit vereinzelt Blättern aus all dem Weiß am Boden ragen und stellte sich vor, es wären ausgemergelte Arme, die sich aus dem gefrorenen Boden streckten und um Hilfe baten. Von der Durchsage wegen der Lawine hat er nichts mitbekommen, weil er da gerade ein Schild auf dem Bahnsteig entzifferte und sich darüber freute, an diesem vollkommen fremden Ort unerwartet auf vertraute Klänge zu treffen: *Chamonix*. Das Wort kam ihm bekannt vor, *Chamonix*, und er sagte sich die Silben einzeln vor, wie wenn man die Absätze wieder und wieder in den Lehm rammt, um darin eingegrabene kleine Steine an die Oberfläche zu bringen, *Cha-mo-nix-Cha-mo-nix*, bis aus den Tiefen sei-

ner Erinnerung das Bild jener kleinen, rundlichen, mit Orangencreme gefüllten Küchlein auftauchte, an deren dünnem Zuckerüberzug er vor langer Zeit einmal mit dem Fingernagel herumgekratzt hatte, früher, als man die kleinen *Chamonix*-Kuchen noch kaufen konnte: Er stellte sich die Küchlein auf dem verschneiten Bahnsteig vor, wie sie unter transparentem Papier in ihrer Verpackung lagen, ein Karton der Firma *L'Alsacienne*, und schon glaubte er zu fühlen, wie ihm das Gebäck auf der Zunge zerging und der imaginäre Zucker sein Zahnfleisch reizte. Die widersprüchlichen Ortsbezeichnungen »Chamonix« und »L'Alsacienne« ließen ihn endgültig die Orientierung verlieren: Das Elsass in Frankreichs Osten, wie er sich zu erinnern meinte, dann hier die weiter südlich gelegenen Alpen, wo sich dieses Chamonix-Schild befand, und die Marmelade aus Zitrusfrüchten, die ihn eher an eines jener sonnenverwöhnten Länder denken ließ, für das er keinen Namen hatte: Wo waren sie jetzt noch mal genau? Wo auf der Karte, die seine Mutter am Abend vor der Abreise in ihrem Zimmer ausgebreitet hatte, an welchem Punkt der grob nachgezeichneten Strecke? Er war verwirrt.

Offenbar hatte er etwas vor sich hin gemurmelt, denn die Schwester tätschelte seine Hand und flüsterte ihm leise ins Ohr: »Es heißt Chamon! Nicht Chamonix, das X spricht man nicht ...« Dann lächelte sie: »Mein Kloster ist hier.« Sie fuhr fort: »Hast du gehört? Der Zug endet zwei Stationen früher, wegen einer Lawine.« *Blieb nur zu hoffen, dass die Nachricht den Mann ebenfalls erreichte.* »Mach dir keine Sorgen, Vincent, wir sind bald da.« Aber zu spät, das Wort *Lawine* beschwor bereits die

nächste Bedrohung herauf. Den Rest der Reise verschlief Vadim, er tauchte einfach hinab in den Schlaf und sah nichts mehr.

Jetzt ist er an der provisorischen Endstation angelangt, irgendwo mitten in dem ganzen Weiß, doch noch nicht am Ziel, und abgesehen von Schnee und Kälte vermag er nicht zu sagen, was ihn umgibt.

»Vincent?«, sagt der Mann noch einmal.

An den Vornamen muss er sich erst noch gewöhnen.

»Ja, wir sind es, also er ist Vincent ...«, sagt die Schwester. »Sind Sie Albert?«

»Albert konnte nicht kommen, wegen seines Beins. Ich bin sein Bruder.«

Seltsam, der Mann spricht die Rs so ähnlich aus wie Vadims Vater, der immer versucht, sie nicht zu rollen, und den Laut stattdessen weit hinten im Hals bildet, weil er genauso klingen möchte wie die anderen Pariser. Aber der Akzent ist ein anderer, und wenn der Mann spricht, macht er dabei kaum den Mund auf. Er ist mit Sicherheit kein Russe.

»Sind Sie zu Fuß hergekommen?«

»Heute Morgen kam die Lawine runter. Also bin ich extra früher los.«

Die Schwester nickt bedächtig. Sie legt eine Hand auf Vadims Schulter und drückt sie.

»Passen Sie gut auf ihn auf ... und grüßen Sie Abbé Payot von mir.«

Sie klopft den Schnee von ihrer Tracht, steigt wieder in den Waggon und nimmt am Fenster Platz. Sie sieht Vadim winken, sodass die Flocken um sein Gesicht wirbeln, und wie sein Mund stumme Worte der Verabschie-

dung formt. Schon verschwindet der Junge, der Schnee verschluckt seinen mageren Körper, daran kann auch die Brille nichts ändern, die sie gegen ihre Kurzsichtigkeit trägt. Sie denkt: *Es ist das Beste, was ihm passieren kann.*

»Es wird bald dunkel, Kleiner, also machen wir uns sofort auf den Weg. Zeig mal deine Schuhe her.«

Vadim folgt dem Mann ins Bahnhofsgebäude und stampft ein paarmal auf den Fliesenboden.

»Also gut ...«

Der Mann setzt seine Kiepe ab, holt ein Paar Stiefel mit nagelbesetzter Sohle hervor und kniet sich vor Vadim hin. Man sieht sofort, dass sie ihm zu groß sind.

»Mir wurde gesagt, du seist zwölf ...«

»Ich bin zwölf.«

»Deine Füße nicht.«

Der Mann knüllt etwas Zeitungspapier zusammen, stopft es vorne in die Stiefel hinein und zieht die Schnürsenkel fester.

»So, jetzt müsste es gehen.«

Er verstaut die unbrauchbaren Schuhe in seiner Kiepe und hält Vadim ein Stück Brot und eine Trinkflasche hin.

»Hier, zur Stärkung.«

Vadim beißt von dem Brot ab und trinkt.

»Gib mal deinen Koffer her, besser, du hast die Hände frei. Nie die Hände in die Taschen stecken, verstanden?«

Sie reihen sich hinter andere Gestalten, die aus demselben Zug gestiegen sind, und folgen der lose zusammenhängenden Menschenschlange bergauf. Es geht ein kleines Sträßchen hinauf, das sich wie ein schmales

Band zwischen den Bäumen hindurchwindet, wo sie fortwährend ältere, schon fast wieder verschwundene Spuren durch neue ersetzen. Vadim zurrut seine Schuhe fest und versucht, in die Stapfen des Mannes vor ihm zu treten. Er muss die Knie ziemlich hochheben, um sich aus dem Schnee zu befreien, dann aber setzt er seine Füße mit Bestimmtheit auf, rammt die großen Clowns-latschen in den Boden und streckt dabei die Arme aus, um das Gleichgewicht zu halten. Er hört das gedämpfte Knirschen unter ihren Sohlen. Er passt seine Schritte denen des Mannes an, seinen Atem dessen Atem, und sein Herz klopft wild wie der Schlägel einer Glocke. Im Gleichschritt geht es stetig bergauf, das Tempo ihrer Schritte hält die Menschen zusammen wie ein unsichtbares Seil, während der Schnee unaufhörlich auf sie herabfällt. Um sie herum vermutet Vadim Abgründe, Verwerfungen und Erhebungen. Er wähnt überall Verstecke, Schlupfwinkel, Fallen, dabei weiß er gar nicht, dass er auf alten Schmuggler Routen unterwegs ist; dennoch erscheint ihm die Landschaft, die sich seinem Blick fortwährend entzieht, voller Geheimnisse. Irgendwann zerreißt von ferne ein Pfiff die Stille: Das ist der Zug, der sich unten im Tal wieder in Bewegung setzt.

Bald fängt Vadim an, durch den geöffneten Mund einzuatmen, für ihn ein wohlvertrauter Überlebensreflex. Weil sich bei Anstrengung meistens sofort sein Brustkorb verengt, soll er sich immer schonen, ganz anders als sein älterer Bruder Jean, der ein ausgezeichneter Läufer ist. »Meine kleine Lokomotive«, sagt seine Mutter oft und streicht lächelnd über das blasse Gesicht ihres Sohnes, der schon so oft dem Tod von der Schippe

gesprungen ist. Für ihn bewahrt sie echten Kaffee in einer eisernen Dose auf, ein wahrer Schatz, denn das Koffein weitet die Bronchien, und nachts, wenn er schläft, legt sie horchend ein Ohr auf seine Brust. Er hat Asthma seit seiner Geburt, und in den letzten Monaten wurde ihm Stück für Stück die Luft zum Atmen genommen. Erst hatte sein Vater die Schuhmacherwerkstatt in die Wohnung der Familie verlegen müssen – und sie konnten die Tür noch so gut abdichten und für Durchzug sorgen, der Geruch vom Klebstoff und den Lösungsmitteln breitete sich unaufhaltsam aus, griff seine Lungen an und trieb ihn in die Flucht, ins Treppenhaus, zu den Nachbarn. Doch sein Vater hatte keine Wahl, wollte er weiter arbeiten, so musste er es im Verborgenen tun. Kurz darauf zog sich der Raum um Vadim noch enger zusammen, als sein Vater floh und seine Mutter entschied, vorsichtshalber mit ihm die Wohnung zu verlassen. Sie zogen zu den Dorselles, den Arbeitgebern seiner Mutter, wo sie in zwei Einzelbetten schliefen, die nur durch einen mit hauchdünnem Stoff bezogenen Raumteiler voneinander getrennt waren, ihre gefalteten Kleider auf dem einzigen Regalbrett ablegten und Tag und Nacht den Sauerstoff miteinander teilten. Schon als kleines Kind hatte Vadim angefangen, winzig kleine Welten zu zeichnen, Blattadern, Kerben im Holz, Lichtreflexe in einer Pfütze, Haut, Fell, Rinde, einen Schmetterlingsflügel, alles nahm er ganz genau in Augenschein, Unebenheiten im Glas, Risse im Leder, und bannte sie in Abstufungen von Grau auf die Seiten seines Notizbuchs, eine Ansammlung ultrapräziser Fresken. Je kleiner und feiner, umso besser, mikroskopisch kleine Landschaften.

Im letzten Herbst hatte er dann in dem kleinen Zimmer begonnen, zylindrische Formen zu zeichnen, das Papier mit ineinander verschlungenen Schläuchen zu füllen, mit schlaffen Umrissen und unzähligen Hohlräumen, die wie platt gedrückte Trauben aussahen. Man konnte reine Formen darin sehen, pure Abstraktion, eine visuelle Spielerei. Doch brachte er darin das Chaos in seinem Körper zum Ausdruck, das für ihn immer schwerer zu ertragen war. Die Angst vor der äußeren Welt presste seine Bronchien zusammen. An dem Tag, als er die Adrenalin-spritze bekam, lag er wie ein sterbendes Kind auf dem Bett und starrte an die Decke, blasses Gesicht, auf dem sich das Netz der Adern abzeichnete, lila verfärbte Lider und Lippen, aber sein Herz galoppierte wie wild, und im Weiß der Augen pulsierte das Blut. Da hatte seine Mutter »Stopp« gesagt. Madame Dorselles hatte recht, Vadim musste fort. Ihr Ehemann kannte einen Unternehmer, dessen Familie in Ivry, einem Vorort von Paris, mit Kautschuk ein Vermögen gemacht hatte. Die Dorselles hatten der schwangeren Nichte jenes Mannes vor einiger Zeit einen Gefallen getan und sie so lange als Hausangestellte bei sich arbeiten lassen, bis sie sich des Kindes entledigt hatte – in ebender Wohnung, in der jetzt Vadims Mutter lebte. Der Geschäftsmann stammte aus einem winzigen Tal, das zu schmal war, um im Atlas auffindbar zu sein, einem kleinen Flecken ganz hoch oben, der wie eine natürliche Wiege ins Gebirge gegraben war, von ihm »Tal der Bären« genannt. Dort würde sich jemand des Jungen annehmen. Sophie würde dafür einen Teil ihres Lohns abgeben, und die Dorselles übernahmen den Rest.

Vadim war nicht klar gewesen, dass es so steil hinaufgehen würde, dass so viel Schnee an seinen Waden haften und der Nebel so dicht sein würde. Seiner Mutter und dem Ehepaar Dorselles offenbar auch nicht, denn sonst hätten sie wohl größere Bedenken gehabt. Er achtet auf seine Atmung, lauscht auf das kleinste Rasseln, das erste Anzeichen einer Verengung. Er darf sich nicht überanstrengen und überlegt, dass er ja die riesigen Schuhe als Ausrede anführen kann, falls er allzu sehr trödelt. Aber das Einzige, was sich einstellt, ist wachsende Erleichterung, und den Mann scheint es im Übrigen gar nicht zu kümmern, wie langsam er vorankommt. Vielleicht weiß er auch Bescheid und hat deshalb Geduld mit ihm. Unter den Rippen des Jungen füllen sich viele kleine Ballons mit Helium und heben ihn empor, bis er das Gefühl hat zu schweben. Die Kälte schiebt sich wie kleine Bürstchen aus Eis in seine Bronchien und kleidet sie schützend aus, sodass die kühle Luft pfeilschnell hineinzischen kann. Die Grenze zwischen seiner Haut und der Außenluft existiert nicht mehr, aber es ist nicht einmal unangenehm; die Finger sind klamm, die Zehen vor Kälte gefühllos, so wird er mit der Kälte eins. Die Flocken bleiben an seinen Wimpern hängen, kleben an seinen Wangen wie seltsame Federn. Der Rotz unter seiner Nase gefriert, er spürt sein Gesicht nicht mehr, nicht mehr die kratzige Wolle und nicht die brennenden Wangen. Sein Schal wird zu einem festen Kinnriemen, die Mütze wird zum Helm, sein Mantel zu einer merkwürdigen Rüstung. Es fühlt sich gut an, auch wenn der Gedanke an die Mutter, die nun ganz allein ist, und an den Vater, wer weiß wo, ihn davon